

Association luxembourgeoise des enseignants d'Histoire (éd.), Du Luxembourg à l'Europe : hommages à Gilbert Trausch à l'occasion de son 80^e anniversaire. Luxembourg 2011, 735 p., ISBN 978-2-87963-836-2; 59 €.

Ohne Zweifel ist Gilbert Trausch der bekannteste, einflussreichste und zu Recht anerkannteste Historiker Luxemburgs der letzten fünfzig Jahre. Umso erstaunlicher, dass ihm erst zu seinem 80. Geburtstag eine Festschrift gewidmet wurde. Diese hat es aber in sich: Seit der vor fast zwanzig Jahren publizierte Festschrift für Paul Margue gab es in Luxemburg kein ähnliches Publikationsprojekt, das so viele unterschiedliche Historiker zusammenbrachte. Nur wenige etablierte Geschichtsforscher aus dem Großherzogtum fehlen, und diese sind zumeist der politischen Linken zuzurechnen. Die Festschrift liefert in gewisser Hinsicht einen Spiegel der momentanen Luxemburger Geschichtsschreibung. Einerseits, da sie neben international renommierten Professoren auch Geschichtslehrer und gar einen Hobbyhistoriker und somit sehr unterschiedliche Autoren vereinigt. Andererseits, weil ihre Themenfelder sehr breit angelegt sind.

Letzteres geht auch auf die vielen unterschiedlichen Interessen des Geehrten zurück, die von seinen hier versammelten Kollegen, Schülern und Freunden weiterbetrieben wurden. Der Titel weist bereits auf diese Themenbreite hin, aber auch auf die sehr unterschiedlichen Interessen Trauschs – von der Frage nach den Ursprüngen Luxemburgs bis zur Europäischen Integration des späten 20. Jahrhunderts. Man könnte außerdem die Grundlage einer Großerzählung in den Buchtitel hineinlesen, die – im Stil anlehnd an Trauschs *De l'Etat à la Nation* – Luxemburgs Entwicklung vom Nationalstaat zum angeblichen „Musterschüler“ Europas nachzeichnet. Die tatsächlichen Beiträge sind jedoch vielschichtiger und nicht banal auf eine Luxemburg glorifizierende Meistererzählung zu reduzieren. Es sei aber auch angemerkt, dass der Band Trauschs Schaffensbreite nicht ganz gerecht wird. Gerade die von ihm in den 1970er Jahren praktizierte sozioökonomische Strukturanalyse im Geiste der Annales-Schule kommt im Band noch weniger vor als sein damaliges Interesse für das 18. Jahrhundert, eine Zeit, die hier nur von Guy Thewes

und, ansatzweise, von Paul Margue aufgegriffen wird. Grob die Hälfte des Buches beschäftigt sich mit der Geschichte nach 1945.

Sowohl die Themenbreite als auch die sehr hohe Anzahl der Beiträge machen dem Rezensenten die Arbeit nicht leicht. Im Folgenden werde ich versuchen, die große Mehrheit der Artikel jeweils kurz zusammenzufassen oder zu kommentieren. Den Auftakt macht **Monique Kieffer** mit einer Kurzbiografie von Gilbert Trausch. Ihre sehr gut recherchierte und detaillierte Übersicht zitiert trotz ihres für diese Publikationsform angebrachten, leicht hagiographischen Charakters auch Literatur, die sich etwas kritischer mit Trauschs Werk auseinandersetzt. Nach dieser Einleitung ist das Gros der Festschrift chronologisch geordnet. Da es keine Beiträge zur Antike gibt, versammelt die erste Sektion mediävistische Aufsätze. **Michel Margue** und **David Kirt** gehen der Frage nach, ob man Peter von Aspelt als „Luxemburger“ bezeichnen kann. Ihre Analyse beginnt mit den mittelalterlichen Quellen, geht aber auch auf die spätere Rezeption ein. Der Beitrag basiert auf einem bereits veröffentlichten Artikel von Margue und den neuen Ergebnissen der Dissertation von Kirt. **Jean Schroeder** widmet sich den Ursprüngen der Echternacher Springprozession, die er einerseits in einen Kontext ähnlicher Traditionen im lotharingischen Raum stellt, andererseits aber konkreter im Zusammenhang mit der Prozession in Waxweiler sieht. **Henri Trauffer** beschäftigt sich mit Herrschaftsbildung und Grenzräumen am Beispiel der Grafschaft Chiny. Er zeigt, welche politischen Mittel des räumlichen Ausbaus einer Territorialherrschaft im Hoch- und Spätmittelalter zur Verfügung standen. Hierzu gehörte nicht nur Burgenbau, sondern auch der Ausbau von Zentralorten, u.a. über das Verleihen von Rechten und Freiheiten. Leider sind einige der Begleitkarten in ihrer Farbgebung sehr undeutlich.

In dem kurzen Teil zur frühen Neuzeit beschreibt zunächst **Pol Schiltz** „die Quellen der Benediktinerabtei in Echternach“ unter ihrem Abt Roprecht von Monreall (1506-1539). Gemeint sind die in Echternach verfassten oder aufbewahrten schriftlichen Dokumente aus der Mitte des 16. Jahrhunderts. **Guy Thewes** setzt sich in seinem Beitrag implizit mit einem zentralen Konzept der Trausch'schen Forschung auseinander, dem des frühneuzeitlichen Partikularismus'. Er nähert sich dem Thema über die Beziehungen zwischen der Provinzverwaltung in Luxemburg, insbesondere der Stände, und der niederländischen Zentralregierung im 18. Jahrhundert. Deren jeweilige politische Rollen werden zunächst detailliert erklärt. Die anschließende Analyse zeigt, wie die Stände zwischen einer gelegentlichen Ablehnung der habsburgischen Zentralmacht und einer tiefen politischen Integration in das Geflecht der österreichischen Niederlande schwankten. Letzteres verbindet der Autor mit einer wachsenden „dynastischen Treue“, einem Konzept, das er selbst noch vor einigen Jahren als rein historiographisches Konstrukt in Frage stellte. Trotz einiger konzeptioneller und methodischer Schwächen, die sich besonders in Wortwahl und Ausdruck widerspiegeln, bezeugt dieser Beitrag die große Erfahrung und tiefe Auseinandersetzung des Autors mit dem Thema. In dem einzigen Beitrag zur Epoche der Französischen Revolution weist **Paul Margue** auf die Kontinuitäten zwischen Revolutionsregime und dem späteren Großherzogtum hin. Margue listet so manches auf, das die Restauration überlebte, von öffentlichen Verwaltungssämtern, zur Einkommenssteuer, über das Dezimalsystem, zur Währung und zum Konkordat von 1801. Dieser wichtige Beitrag bleibt leider etwas kurz, und

gerade die Frage nach den neuen Freiheiten und der Gesetzgebung bleibt offen. Zudem fehlen jegliche Fußnoten, was jedoch dadurch bedingt ist, dass es sich um einen bisher nicht publizierten Tagungsvortrag handelt aus dem Jahre 1989.

Christiane Huberty erforscht, welche Aspekte bei den Wahlen zum Frankfurter Parlament (1848) für Luxemburger Politiker auf dem Spiel standen, vor allem die Positionierung gegenüber „Deutschland“ und den daran gebundenen politischen Status des Großherzogtums, sowie das Wahlsystem und die Anzahl der Wahlberechtigten. Sie analysiert dies vor allem anhand der in der Presse ausgetragenen ideologischen Grabenkämpfe, durch die die verschiedenen politischen Bewegungen – mit Ausnahme der progressiven Liberalen – versuchten, ihre Wählerschaft zu mobilisieren. Sie kommt zu dem Schluss, dass dieses Ziel fehlschlug. Die Wahlen waren von einem allgemeinen Desinteresse gezeichnet und nur in der Hauptstadt kam es zu einer wirklichen Wahlkampagne. Und doch formieren sich in diesem Wahlkampf zum ersten Mal zwei politische Blöcke: ein liberaler Block auf der einen Seite, eine Allianz der klerikalen Kräfte und der Arbeiterschaft auf der anderen. **Georges Hellinghausen** gibt einen etwas narrativen Einblick in die Frühphasen des Kulturkampfes in Luxemburg, anhand der Position des antiklerikalen Industriellen Boch-Buschmann gegenüber einer Redemptoristenmission im Jahre 1852. Die Vorkommnisse sind zwar bereits mehrfach beschrieben worden, der Autor zieht aber neue Quellen aus vatikanischen Archiven zu Rate. Wie Huberty beruft sich Hellinghausen auf Zeitungen als Hauptquellen um die politischen Auseinandersetzungen zu illustrieren. Dabei zeigt der Autor, dass man die Auseinandersetzung nicht banal auf pro- oder antiklerikale Ansichten reduzieren kann, sondern dass es sich um eine vielschichtige Diskussion um die Position der Kirche in der Gesellschaft und die Verbindungen zwischen kirchlicher Organisation und Staatsorganen handelte. **Denis Scuto** widmet seinen Beitrag einem seiner – wie er neulich in einem Vortrag zugab – „persönlichen Helden“: dem Staatsminister Paul Eyschen. Ausgehend von der im Rahmen seiner Promotion betriebenen Forschung zur Naturalisierungspolitik in Luxemburg, zeigt der Autor, welche historische Schlüsselfunktion Eyschen zukommt. Eyschen sprach sich früh für einen liberalen politischen und ökonomischen Ansatz aus und trat bereits 1879 für die Unterdrückung von Gewerkschaften ein. Und doch sollte er später die Grundlagen des Sozialstaates schaffen. Für Scuto steht der Staatsmann deswegen für den Wechsel vom liberalen Staat des 19. Jahrhunderts, der sich möglichst wenig in das Leben des Volkes einmischte, hin zum Nationalstaat des 20. Jahrhunderts, der gerade über die Sozialgesetzgebung seine Interventionsmöglichkeiten drastisch ausbaute. Scutos letzter Teil zeigt, dass Eyschen selbstverständlich nicht isoliert handelte, sondern seine Politik auf die Unterstützung durch seine Entourage angewiesen war.

Paul Feltes präsentiert die Wirtschaftsstrategien der Arbed in der „Zwischenkriegszeit“, womit er vor allem die Krisenjahre 1927-1932 meint. Er zeigt, wie der Stahlkonzern bereits vor der Krise zu rationalisieren begann, um die Produktion bei sinkenden Kosten zu steigern. Trotz substantiellen Produktionsrückgangs während der Krise war dieser jedoch weniger bedeutsam als in den anderen industrialisierten Ländern. **Norbert Franz** und **Jean-Paul Lehnert** präsentieren in ihrer Übersicht über die Forschung zur Nationsbildung in Luxemburg einen nicht publizierten Tagungsbeitrag von 2009, der zugleich die theoretische Grundlage ihres ersten PAR-

TIZIP-Projektes an der Universität Luxemburg darstellt. Sie vermerken zu Recht, dass Gilbert Trausch als Erster in dieser Debatte vom Elitendiskurs und von einer Rechtfertigung monarchischer Herrschaft abkehrte und in seiner Analyse auch die breite Bevölkerung erfasste. Die Autoren wenden sich sowohl gegen einen essentialistischen Ansatz wie einen überzogenen, „radikalen Konstruktivismus“ in der Nationsbildungsforschung. Den Mittelweg bezeichnen sie als „Konditionalismus“, den sie sich nicht nur selbst aneignen, sondern auch auf moderate Konstruktivisten wie Anderson, Gellner und Hobsbawm beziehen. **Paul Lesch** zeigt anhand von Pressereaktionen, wie filmische Darstellungen des Ersten Weltkrieges während der 1930er Jahre in Luxemburg aufgenommen wurden. Diese geben Einblicke in die Verbreitung antideutscher Einstellungen und die damalige, allgemeine Hoffnung – Lesch bezeichnet sie als „pazifistisch“ –, die Unabhängigkeit Luxemburgs durch eine stabile politische Lage erhalten zu können. Ein Verbot pazifistischer Filme in Deutschland galt dagegen als Verkaufsargument in Luxemburg und zog zusätzliche Zuschauer von jenseits der Mosel an.

Den Auftakt zu den Beiträgen zur Geschichte des Zweiten Weltkriegs macht **Paul Dostert** mit seinen Erläuterungen zu den Finanzen der Luxemburger Exilregierung. Er zeigt vor allem, inwiefern die luxemburgische Regierung von der belgischen abhängig war, wenn auch nur z.T. um Vorauszahlungen für ihre eigenen, in Brüssel gelagerten Goldreserven erhalten zu können. Der Beitrag lässt jedoch die Frage offen, wie die exilierte belgische Regierung selbst an das Geld kam, das sie ihren luxemburgischen Kollegen lieh. Auch verwendet Dostert den Begriff „Regierung“ als Kollektivsingular und lässt die Frage nach den genauen Akteuren und ihren Motivationen unbeantwortet. **Serge Hoffmann** begibt sich auf das schwierige Terrain der kontrafaktischen Geschichte, wenn er sich in die lang währende Diskussion um das Exil von Großherzogin Charlotte einschaltet. Mangels Quellen kann er seine eigenen Fragen nicht alle beantworten, doch ist er überzeugt, dass sich Großherzogin und Regierung positiver in die Geschehnisse des Landes hätten einschalten können, wären sie in Luxemburg geblieben. Als Vergleichsobjekt zieht Hoffmann den Fall Dänemark heran. Zudem glaubt er nicht, dass die Unabhängigkeit des Landes gefährdet gewesen wäre, hätte sich Charlotte für einen Verbleib entschieden. Hier klammert Hoffmann aber die Möglichkeit aus, dass die Großherzogin vielleicht nicht nur die Unabhängigkeit Luxemburgs erhalten, sondern auch die Monarchie als politisches System sichern wollte. Das Argument, die Geschichte gebe uns kein Beispiel eines alliierten Landes, dessen Unabhängigkeit nach dem Krieg in Frage gestellt wurde, vergisst, dass die damaligen Akteure ihre Zukunft nicht kannten. Sie konnten sich nur auf ihre Erfahrungen während des Ersten Weltkrieges beziehen, und diese zeigten, dass sogar ein alliierter Staat wie Montenegro in der Nachkriegsordnung seine Unabhängigkeit verlieren konnte. **Marc Schoentgen** beschäftigt sich mit einem bisher kaum wissenschaftlich aufgearbeiteten Kapitel der Luxemburger Geschichte, nämlich dem der Judenverfolgung durch die Sicherheitskräfte während der Okkupation. Der Beitrag zeigt auf der Grundlage von polizeilichen Archiven (SD-Berichte), wie antisemitisch Teile der Bevölkerung Luxemburgs eingestellt waren. Die von Schoentgen genannten Beispiele beziehen sich vor allem auf bereits bekannte Kollaborateure. Interessant ist die Aussage, dass passive Resistenz gegen Judenfeindlichkeit vor allem in „kirchlichen

und bürgerlichen Kreisen“ zu finden war, jedoch vermisst man hierzu die nötigen Quellenangaben. Zudem hätte der Autor den Antisemitismus in Luxemburg mehr kontextualisieren und eventuell auf bereits in den 1930er Jahren vorhandene Strömungen verweisen können. **Michel Polfer** wagt sich als Altertumsforscher ins Gebiet der Zeitgeschichte und befasst sich mit der Kunstsammlung des Luxemburger Notars Edmond Reiffers. Etwas deskriptiv im Ansatz, doch sehr gut recherchiert, zeigt der Beitrag die Irrwege einer Kunstsammlung vom Privatbesitz über den Besitz der Zivilverwaltung bis hin zu Luxemburger Staatsbesitz.

Stéphanie Kovacs studiert die erstaunlich tiefen Beziehungen zwischen der Kommunistischen Partei Luxemburgs (KPL) und der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands (SED) zwischen 1948 und 1983. Beide Parteien verband nicht nur ein persönlicher Austausch in Form von Besuchen und regelmäßigen Studienreisen. Die SED versorgte die KPL auch mit einer Druckmaschine sowie inhaltlichem Material für die „Zeitung vum Lëtzebuurger Vollek“. Kovacs sieht eine gewisse Abhängigkeit der KPL gegenüber der SED und erklärt so die in Luxemburg vorhandene moskautreue Linie, die größere Diskussionen unterband, wie z.B. die um den Eurokommunismus in den Kommunistischen Parteien Frankreichs und Italiens während der 1970er Jahre. **Steve Kayser** untersucht die Nachkriegs-„Schueberfouer“ und stößt auf die höchst interessante Tatsache, dass die Verantwortlichen und Schausteller der Schobermesse nach dem Krieg die Erinnerung an den „Gründer“ König Johann kaum zelebrierten, und das nicht einmal während der sogenannten „Heimführung“ von dessen Gebeinen 1946. Doch Kaysers Beitrag offenbart auch methodische Schwächen, vor allem sein sehr deskriptiver Ansatz. Darüber hinaus ignoriert er die in- und ausländischen Debatten zu seinen zentralen Konzepten. Durch deren Kenntnis hätten die zahlreichen zitierten Primärquellen nuancierter in ihre jeweiligen Kontexte eingebettet werden können. **Jean-Marie Majerus** beschäftigt sich mit der luxemburgischen Außenpolitik unter Staats- und Außenminister Gaston Thorn (1969 bis 1981) und deren Wahrnehmung. Majerus vergleicht hierzu Quellen aus luxemburgischen Archiven und dem Archiv des französischen Außenministeriums. Sein Porträt erscheint ausgewogen und nur ganz am Ende von leicht hagiographischen Tönen begleitet. **Michel Pauly** behandelt ein politisch brisanteres Thema: die Haltung der luxemburgischen Regierungen gegenüber der Freizügigkeit von Personen im vereinten Europa. Er erweitert die Untersuchungen Gilbert Trauschs zur Immigration und zeigt, wie, entgegen dem eher rezenten Bild des offenen und multikulturellen Luxemburg, auf politischer Ebene während Jahrzehnten vor allem eine ängstliche Einstellung gegenüber stärkerer Immigration vorherrschte. Diese fand ihre Ursprünge hauptsächlich im Milieu der katholischen Rechten und wirkt bis heute über Gesetzgebung und Reglementierung nach.

Der größte Teil des Buches versammelt Beiträge zum europäischen Integrationsprozess. **Charles Barthel** erläutert die ökonomischen Interessensunterschiede zwischen Nord und Süd während der Gründungsjahre der Benelux (1944-1949). Er thematisiert die in den Niederlanden verspürten Ängste gegenüber der großen Konkurrenz luxemburgischer und, vor allem, belgischer Stahlkonzerne, Ängste, die sich hinter einer auf eine späte Befreiung und massive Zerstörung hinweisenden Rhetorik versteckten. Er kommt zum Schluss, dass die UEBL als ökonomischer

Rahmen in den ersten Nachkriegsjahren besser funktionierte als die neu gegründete Benelux. Die Situation verbesserte sich wenig, als sich die niederländischen Stahlproduzenten auf den gleichen Gebieten spezialisieren wollten wie ihre südlichen Partner. Während in den ersten Teilen des Buches vor allem luxemburgische Forscher zu Wort kamen, stellen in diesem ausländische Historiker die Mehrheit. **Marie-Thérèse Bitsch** beschreibt Robert Schumans europäisches Wirken in den Jahren 1953-1963, nach seiner Zeit als französischer Außenminister, als er aber weiterhin wichtige Posten innehatte. Implizit erscheint die Mehrsprachigkeit Schumans (wie auch jene von Alcide de Gasperi) als wichtiger Faktor, der ihm die Kommunikation auf dem internationalen politischen Parkett erleichterte und ihm erlaubte, auch in vielen europäischen Medien für sein politisches Projekt zu werben. Genauso implizit, aber nicht weniger interessant, erscheinen die gemeinsamen katholischen Netzwerke der europäischen „Gründerväter“. **Anne Boerger-De Smedt** untersucht die Gründung der Europäischen Verteidigungsgemeinschaft aus der Sicht der kleinen Länder und insbesondere des Großherzogtums. Sie zeigt – ähnlich wie vorher Pauly anhand der Immigrationsgesetzgebung – die in Luxemburg (und den Benelux-Ländern allgemein) vorhandene Skepsis für ein Projekt, das den politischen Akteuren zu schnell und zu weit zu gehen schien, trotz des anfänglichen Optimismus, der von der stabilisierenden Rolle Frankreichs im Bündnis genährt wurde. **Gérard Bossuat** beschreibt auf sehr detaillierte Weise die Beziehungen zwischen dem Generalsekretär der Europäischen Kommission Émile Noël und dem Großherzogtum Luxemburg anhand von drei Momenten: dem Fusionsvertrag von 1965, der Politik des leeren Stuhls im gleichen Jahr sowie der Kommission Thorn (1981-1985). Der Beitrag gibt vor allem Einblicke in die Verteilung der Institutionen auf die drei „Hauptstädte“ der Gemeinschaft. Der etwas kurze Beitrag von **Wolfram Kaiser** überzeugt durch seine exzellente Kontextualisierung der CSV im europäischen Vergleich. Der Autor analysiert die Politik einiger CSV-Mitglieder auf europäischer Ebene und greift u.a. das Thema der christdemokratischen und -sozialen Ursprünge des europäischen Integrationsprozesses auf, wie bereits im Beitrag von Bitsch kurz angedeutet wurde. **Wilfried Loth** schließt die Sektion mit einigen Überlegungen zur europäischen Identität ab. Sein Identitätsbegriff setzt sich jedoch aus einem Katalog von Zuschreibungen zusammen, ohne jeweils auf deren Verbreitung durch politische oder kulturelle Akteure einzugehen, noch deren Aneignung durch „die Europäer“. Die Einsicht, dass die Schrift oder „der Militarismus“ ihren Ursprung im Nahen Osten haben, ist weder neu, noch bringt sie viel.

Der letzte Teil des Bandes sammelt unter „*Divers*“ weitere Beiträge, angefangen mit den Notizen von **Anne Deighton** zu Isaiah Berlin und dessen Rolle als öffentlicher Intellektueller während des Kalten Krieges. Die Autorin zeichnet Berlins politische Missionen in Washington und Moskau nach, die er im Auftrag des britischen Außenamtes unternahm. Sie zeigt zudem den Einfluss dieser Reisen auf Berlins Entwicklung als Intellektueller des Kalten Krieges und Anti-Marxisten. **Fernand Fehlen** untersucht den Sprachgebrauch in Luxemburg zwischen 1815-1830. Sein Artikel schließt eine wichtige Forschungslücke, da er die Bedeutungen der verschiedenen damals in Luxemburg gebräuchlichen Sprachen zur Zeit des Königreiches der Vereinigten Niederlande klärt. Nur das englischsprachige Zitat am Anfang

des Beitrages hat Fehlen leider gründlich missverstanden, wie sein dazugehöriger Kommentar klar offenlegt. **André Grosbusch** präsentiert eine Mischung aus Reflexion und Ego-Geschichte, die sich mit dem Sinn der Geschichtswissenschaft im Allgemeinen und dem des Geschichtsunterrichts im Besonderen auseinandersetzt. Auch wenn er zu dem Fazit kommt, dass eine Gesellschaft immer unumgängliche Fragen aufwirft, die sie nur an die Geschichte richten kann, so muss er, zu seinem eigenen Leidwesen, die Frage offen lassen, wie Luxemburger Geschichte (im Sinne von Nationalgeschichte) heute unterrichtet werden sollte. **Jemp Kunnert** studiert mit Clais Bildhauer einen Künstler der Spätgotik (um 1500). Noch mehr als die schlechte Quellenlage plagt den Autor die mangelhafte Forschungslage im Bereich der Kunstgeschichte der letzten 200 Jahre. Deswegen mündet sein Beitrag in ein Plädoyer für die Kunstgeschichtsforschung (und -lehre) in Luxemburg; seine sechs Empfehlungen sind vor allem an den Staat und die Universität gerichtet. **Jacques P. Leider** präsentiert mit seiner Studie zum birmanischen König Alaungmintaya (1752-1760) ein ihm sehr vertrautes Thema, und das einzige nichteuropäische des Bandes. Leiders Ansatz ist interessant, da er nicht nur einen Überblick über das Leben des Königs liefert, sondern – ähnlich wie der Beitrag von Margue und Kirt zu Peter von Aspelt – auch dessen sich wandelnde Darstellung durch die hauptsächlich anglophone Historiographie verfolgt. **Gerard Thill** zeichnet die bemerkenswerte Herkunft und Familiengeschichte des Malers und Zeichners Auguste Migette (1802-1884) nach. Geboren als Kind einer vormals adligen Ex-Nonne und eines Ex-Domkapitulars, wuchs er zwischen Trier und Metz auf. Er machte sich später einen Namen als Landschaftsmaler, vor allem der Moselgegend, aber auch der Stadt Luxemburg. Der Band schließt mit einer kompletten Bibliographie von Trauschs Werken ab, die von **Marion Rockenbrod** zusammengestellt wurde.

Formal lässt sich anmerken, dass die Festschrift schön aufgemacht ist; das gebundene Buch überzeugt mit schwerem Papier und farbigen Illustrationen. Dagegen scheinen sich die auf dem Titelblatt hinter dem Kollektiv der ALEH versteckten Redakteure weniger Mühe gemacht zu haben. Der Band kommt ohne einheitliche Zitierrichtlinien aus, auch das Setzen von Endnotenzeichen ist nicht vereinheitlicht, manchmal nicht mal binnen eines Beitrags, und in einigen Texten wimmelt es von doppelten Leerzeichen sowie vertauschten Binde- und Gedankenstrichen. Auch die Gliederung ist gelegentlich etwas schwer nachzuvollziehen: Den Beitrag von Kunnert hätte man eigentlich in den Teil „Mittelalter“ eingliedern können, Fehlen in den zum 19. Jahrhundert, während der von Franz und Lehnern eigentlich nichts mit der Sektion zur „Zwischenkriegszeit“ gemein hat.

Die Festschrift bleibt, wie so viele andere, ein Sammelsurium unterschiedlichster Themen und Beiträge. Als Ganzes bietet sie einen Überblick über die zeitgenössische historiographische Produktion in und zu Luxemburg. Einige der Artikel werden sich sicher als wichtige Referenzbeiträge zu ihren jeweiligen Themen und Debatten etablieren.

Pit Péporté

Michel PAULY, Geschichte Luxemburgs, C.H. Beck Wissen 2732, München 2011, ISBN 978-3-406-62225-0; 9,40 €

Man geht wohl nicht fehl in der Annahme, dass Michel Paulys knappes Überblickswerk über die Geschichte Luxemburgs in der so erfolgreichen Taschenbuchreihe „Beck Wissen“ für den deutschsprachigen Leser künftig das Standardwerk sein wird, zu dem er greift, wenn er sich eingehender mit dem Land im Herzen Europas beschäftigen möchte, zumal, wenn es immer wieder dank seiner Politiker oder als internationaler Finanzmarktplatz in die Schlagzeilen gerät.

Der Leser findet auf 120 Seiten komprimiertes historisches Wissen, von den ersten Spuren menschlicher Besiedlung auf dem Territorium des aktuellen Großherzogtums bis zu den aktuellen Pendlerströmen in das Land. Berichtet wird aber hauptsächlich über die politische Geschichte, die immer wieder auch eine militärische Geschichte von Eroberung, Besatzung und Räumung war, die aber regelmäßig auch eine Geschichte von Fürsten und ihren Familien bzw. ihrer Heiratspolitik war, bis zur heute amtierenden großherzoglichen Familie. Gleichzeitig präsentiert dieser Überblick eine kritische Auseinandersetzung mit der nationalgeschichtlichen „Meistererzählung“ Luxemburgs, die seit dem 19. Jahrhundert in der Nationswerdung des Landes sein Telos gefunden hat.

Der Luxemburger Mediävist Michel Pauly versteht seine eigene kurze Geschichte Luxemburgs als eine transnationale Geschichte seines Landes, die er „durch Einbindung in größere Räume“ (S. 8) nachvollziehbar machen will. Dem wird jeder Leser, und erst recht jeder rezensierende Historiker heutzutage gern zustimmen. Inwieweit kann Michel Pauly dieses ambitionierte Unternehmen trotz des engen Korsetts des Buchformats (Grundwissen auf 120 Seiten!) umsetzen?

Kritiker wie Frédéric Krier (*De l’Etat à la Grande Région* in: forum 317, S. 55-57) haben denn auch gleich den Vergleich zu größeren Gemeinschaftswerken gezogen und sind zu einem eher kritischen Votum gekommen: Der versprochene größere Raumkontext bleibt schemenhaft, die Stoffansammlung des Wissenswerten lässt eine transnationale Geschichte Luxemburgs bestenfalls in Ansätzen durchscheinen. Das ist wohl richtig beobachtet, aber angesichts der Zwänge des Formats kaum vermeidbar. Meines Erachtens hat Michel Pauly viele Kompromisse gemacht, um seinem Leser eine Fülle historischer Fakten, Namen und Orte mitzuteilen und in elementarer Weise in ihre historischen Kontexte einzubetten, die – quasi fraglos – als Bezugspunkte der gegenwärtigen Nationalgeschichte Luxemburgs gelten müssen. Damit hat er eine Standardversion aktueller historischer Wissensvermittlung geliefert, und jeder – auch der zu Beckmesserei neigende Fachkollege – wird ihm hierfür gratulieren.

Leider hat er nicht den Mut gehabt, tatsächlich eine transnationale – oder vielleicht „europäische“? – Geschichte Luxemburgs zu schreiben. Ob dies der größere Regionalbezug (also so etwas wie ein Luxemburger Raum langer Dauer à la Frédéric Krier) hätte sein können, muss also offen bleiben: Immerhin wird vorsichtig in den Kapiteln zu Treverern und zur gallorömischen Friedensperiode angedeutet, wohin die Reise bei mehr Platz und weniger Fundortschilderungen auf heutigem Luxemburger Staatsgebiet hätte gehen können. Da wäre dann die heutige Gegend um die Hauptstadt Luxemburg als eine nicht besonders abgegrenzte Siedlungs-

zone der Treverer erkennbar gewesen, oder als westliche Randzone der von der Stationierung der römischen Grenztruppen am germanischen Limes und dann der Teilreichshauptstadt Trier geprägten Region. Zwangsläufig – so merkt der aufmerksame Leser – würde eine solche transnationale Geschichte zuweilen weit weg vom heutigen Staatsterritorium führen, hätte aber dennoch eine präzise historische Raumgestaltung zum Gegenstand. Das gilt natürlich auch für die späteren Epochen. Überraschend sind die Zugeständnisse des Mediävisten und ausgewiesenen Kenners der sozialräumlichen Verhältnisse der Kulturlandschaft zwischen Maas und Rhein an einen älteren nationalgeschichtlichen Konsens, wenn der komplexe Prozess landesherrschaftlicher Gebietsanhäufung und Durchdringung vor allem auf der Ebene der gräflich-herzoglichen Kriegs-, Heirats- und Finanzgeschäfte und unter Nennung aller beteiligten Fürstinnen und Fürsten entwickelt wird. Hier erweist Michel Pauly der Tradition luxemburgischer Historiographie zu viel Respekt (immerhin gilt auch für dieses Werk, was er über die *Historia Lvxembvrgensis* von 1605 notiert: „eine Dynastiegeschichte ... und eine Beschreibung des Herzogtums, seiner Teilgebiete, ...“ S. 53).

Dass die Politikgeschichte, zumal die Geschichte größerer, d.h. mächtigerer Nachbarn für kleinere Staaten und Nationen von geradezu schicksalhafter Bedeutung ist, trifft natürlich auch auf Luxemburg zu, dessen Eigenständigkeit im frühneuzeitlichen Ständestaat wie auch im nationalstaatlich geprägten 19. und 20. Jahrhundert immer wieder von Verträgen anderer Mächte, seien es Dynasten oder nationale Politiker, abhing. Dann wäre aber eine transnationale Geschichte Luxemburgs an dieser Stelle gerade auch ein Stück weit mehr Strukturgeschichte dieser Staaten- und Machtbeziehungen; gerade die Ereignisse auf dem nationalen Territorium bedürfen dann der übergreifenden Einordnung. Aber auch die demographisch und sozialgeschichtlich geprägten Migrationsräume, zu denen Luxemburg im Laufe der Jahrhunderte gehörte, wären hier präziser zu beschreiben gewesen; das letzte Kapitel liest sich eher als eine Art Luxemburger Faktensammlung zur Naturgeschichte des Homo migrans.

Das Plädoyer für die transnationale Geschichte bedarf dann aber auch der Perspektiverweiterung hin zur vergleichenden europäischen Geschichte. Hier hätte sich der Rezensent immer wieder kurze einordnende bzw. vergleichende Seitenblicke auf die historisch jeweils relevanten Bezugsräume, Kontaktzonen gewünscht. Ganz spannend ist ja zum Beispiel der Weg des Luxemburger Sozialstaats im erzwungenen Zickzackkurs liberaler (belgisch-französischer) und sozialinterventionistischer (deutscher) Bezüge. Das Gleiche gilt etwa für die Entwicklung der Luxemburger Demokratie: Dort wird zum Beispiel mit berechtigtem nationalem Stolz vom frühen allgemeinen Wahlrecht 1919 (S. 84) gesprochen, ohne dass der Vergleichsmaßstab: Frankreich, Großbritannien, Finnland, Schweden, Deutschland? auch nur erwähnt würde. Leider deutet das Kapitel nur an, in welche europäischen Ereignisketten (revolutionäre Streikwellen und Demokratisierungsschub nach dem Ersten Weltkrieg) diese Lokalereignisse hineingehören. Gerade einer transnationalen Geschichte Luxemburgs hätte also zuweilen der vergleichende Blick auf die Nachbarländer sehr gut getan, und der heutige, zumal deutschsprachige Leser würde dann – so meine Überzeugung – die Luxemburger Geschichte viel leichter,

vielleicht sogar besser verstehen; der Luxemburger Leser würde sie eventuell neu entdecken.

Eine letzte Bemerkung betrifft die ungeklärte Schattenlinie nationalhistoriographischer Kritik. Immerhin distanziert sich Michel Pauly immer wieder von den Traditionen nationalistischer Geschichtsschreibung in Luxemburg. Das ist geschichtspolitisch sicherlich vernünftig und kann sich immer auf die neueste Forschung stützen. Die Darstellung ist jedoch in ihrer eher konventionellen Gesamtanlage viel näher an den üblichen nationalhistorischen Standards oder „Meistererzählungen“, als er behauptet. Es ist der nüchterne Ton, der so sympathisch und vernünftig klingt, es ist nicht unbedingt die Revision nationalhistorischer Konstruktionen (1839, 1940/45), die überzeugt. Angesichts der reichen aktuellen kulturgeschichtlichen Forschung zur Luxemburger Nation und Nationalstaatsbildung wäre hier eine ambitioniertere Stellungnahme wünschenswert gewesen. Aber vielleicht findet ja auch eine „(Konstruktions)Geschichte der Luxemburger Nation“ demnächst Platz in der Reihe „Beck Wissen“.

Ein solches Buch zu schreiben ist ein Wagnis, und dem Autor ist dafür zu danken, dass er es eingegangen ist – die voranstehende Kritik misst das nützliche und lesenswerte Buch an seinen Ansprüchen, weniger an den Möglichkeiten des Formats. Fairness gebietet aber auch, abschließend nochmals auf seine Verdienste und Leistungen hinzuweisen.

Lutz Raphael

Elena KÖSTNER, Tod im Trevererland. Interkulturelle Beziehungen zwischen Römern und Kelten. Eine historisch-archäologische Gräberanalyse in der civitas Treverorum zwischen 150 v. Chr. und 100/120 n. Chr., Gutenberg 2011, 251 S., ISBN 978-3-940598-10-3; 69,90 €.

Bei der zu besprechenden Arbeit handelt es sich um eine Dissertation, die im Jahr 2009 an der Universität Regensburg eingereicht wurde. Thema der Arbeit ist der Kulturwandel im Treverergebiet, dem Elena Köstner anhand des Totenbrauchtums der Treverer vom 2. Jahrhundert v. Chr. bis zum Ende des 1. Jh. n. Chr. nachgeht. Auf der Grundlage einer Analyse ausgewählter Gräberfelder und herausragender Bestattungen der *civitas Treverorum* geht sie der Frage nach, welche Auswirkungen singuläre historische Phänomene, wie der Gallische Krieg, oder längerfristige Projekte, wie der Ausbau des Straßennetzes, auf das Totenbrauchtum der Treverer hatten und wie der Prozess der Romanisierung der keltischen Treverer vonstattengegangen sein könnte. Ihren Untersuchungszeitraum teilt sie als Arbeitshilfe in drei Phasen ein: Phase 1 (150 – 30/20 v. Chr.), Phase 2 (30/20 v. Chr. – 10/20 n. Chr.) und Phase 3 (15/20 – 100/120 n. Chr.). Die Arbeit reiht sich damit in eine ganze Serie von Publikationen ein, die sich mit dem Problem der Romanisierung bzw. der Akkulturation beschäftigen.

In der Einleitung („Kulturwandel in der *civitas Treverorum*“, S. 11-37) und im folgenden Kapitel zum „Totenbrauchtum der Römer und Kelten“ (S. 39-74) referiert Köstner im Wesentlichen die einschlägige Forschungsliteratur. So geht sie – leider nur sehr kurz – auf den sehr umstrittenen Romanisierungsbegriff und al-

ternative Konzepte wie Akkulturation oder Creolisierung ein. Ihrer Arbeit legt sie ein Akkulturationsmuster zugrunde, das, in drei Stufen unterteilt, die Akkulturationserscheinungen ereignisgeschichtlichen Phänomenen zuordnet, wobei sie sich im Wesentlichen auf zwei Zeitstufen beschränkt – die Zeit während des Gallischen Krieges und nach dem Gallischen Krieg. Daran schließt sich ein Überblick über Bestattungssitten und Jenseitsvorstellungen, Grab- und Bestattungsformen sowie Formen der Totenverehrung bei Kelten und Römern an.

Im 3. Kapitel („Methodik der regionalen Untersuchungen“, S. 75-90) stellt die Autorin das der Ethnoarchäologie entlehnte Konzept der „Archäologie des Todes“ als methodische Basis ihrer Untersuchung vor. Konkret bedeutet dies, dass sie ausgewählte Beigabekategorien, wie Keramik, Fibeln, Waffen, sowie römische Indikatoren, wie Münzen, Lampen und Balsamarien, untersucht (= Raster A) und durch eine Analyse des soziokulturellen Umfeldes der Nekropolen von der Spätlatène bis zur römischen Zeit ergänzt (= Raster B).

Das Herzstück der Arbeit bilden die folgenden Kapitel. Sie bieten auf der Grundlage der einschlägigen Grabungspublikationen einen Überblick über ausgewählte Gräberfelder der *civitas Treverorum* (S. 91-165) sowie ausgewählte, herausragende Bestattungen (S. 167-191), darunter auch Luxemburger Beispiele wie Lamadelaine, Feulen oder die Gräber von Clemency, Livingen, Hellingen und Goeblingen-Nospelt. Die Originalität der Arbeit besteht in der Analyse der Zusammensetzung der Grabbeigaben und der zeitlichen Verteilung dieser Beigabekategorien, anschaulich präsentiert durch eine Reihe von Statistiken und Schaubildern. Die Resultate dieser Analyse bringt die Autorin dann in Verbindung mit historischen Ereignissen, und sie untersucht, ob und wie diese sich auf das Totenbrauchtum auswirkten („Die historische Interpretation der archäologischen Resultate“, S. 193-218). So kann sie in der Zeit der römischen Okkupation Südgalliens und des Gallischen Krieges (Phase 1) noch keinen Wandel im Totenbrauchtum der Treverer feststellen. Es dominierten auch weiterhin spätkeltische Bestattungssitten. In Phase 2, die durch mehrere Aufstände der Treverer geprägt ist, vollzog sich ein Wandel im Gefäß- und Fibelspektrum. In den Gräbern wurden zudem mehr Münzen deponiert, und es finden sich nun erstmals typisch römische Beigaben, wie Lampen und Balsamarien. Dennoch blieb das Totenbrauchtum spätkeltischer Tradition verhaftet. Die intensivste Veränderung des Beigabenspektrums kann Köstner schließlich in Phase 3 konstatieren. Die Autorin kommt zu dem Ergebnis, dass singuläre Ereignisse keine Auswirkungen auf das Totenbrauchtum hatten. Erst längerfristige Projekte und die dauerhafte Präsenz der Römer hätten einen allmählich einsetzenden kulturellen Wandel zur Folge gehabt. „Somit unterlagen in erster Linie die Beigaben der Romanisierung, die Bestattungssitte an sich blieb – bis auf die generelle Reduktion der in den Gräbern deponierten Objekte – dem spätkeltisch-indigenen Brauchtum verhaftet.“ (S. 205) Im abschließenden Kapitel („Gibt es eine kulturelle Basis für die Annahme einer keltischen Renaissance?“; S. 219-223) kommt die Autorin wieder auf die Frage zurück, wie sich der kulturelle Wandel im Treverergebiet vollzogen habe. Sie konstatiert: „Für die *civitas Treverorum* kann somit in erster Linie eine Mischung aus Integration, d.h. die Einbindung neuer Werte in das traditionelle System, und Assimilation, d.h. die Übernahme neuer Werte und

gleichzeitige Aufgabe der alten Ordnung zugunsten einer neuen, festgestellt werden. Marginalisierung scheint hier ein Randphänomen gewesen zu sein.“ (S. 220) Die Stärken der Arbeit bestehen darin, dass die Autorin das Material zu den wichtigen Bestattungen einer Epoche des Wandels zusammengetragen hat und dass sie am Beispiel der Grabbeigaben konkretisieren kann, wie sich der Prozess der Akkulturation im Trevererland vollzog. Dieses Bild bleibt allerdings notwendigerweise fragmentarisch, da Inschriften, die Grabarchitektur oder die Grabskulptur im Rahmen der Dissertation nicht behandelt werden konnten. Eine wichtige Ergänzung wird sicherlich auch die anstehende Publikation der Trierer Gräberfelder sein. Eine methodische Schwäche stellt die Phaseneinteilung des Untersuchungszeitraumes dar. Diese weicht nicht nur von den an anderer Stelle skizzierten Akkulturationsphasen ab, sondern es bleibt unklar, auf welcher Grundlage diese Einteilung erfolgt. Man hätte sich auch gewünscht, dass die Autorin stärker auf Forschungsprobleme und -diskussionen eingegangen wäre. Die Originalität ihrer Arbeit wäre deutlicher geworden, wenn sie in den weiteren Kontext der Romanisierungsforschung eingebettet hätte.

Andrea Binsfeld

Martin UHRMACHER, Lepra und Leprosorien im rheinischen Raum vom 12. bis zum 18. Jahrhundert (Beiträge zur Landes- und Kulturgeschichte 8; Publications du CLUDEM 36), Trier/Luxemburg 2011, 378 S., 5 Karten; ISBN 978-3-933701-42-8; 58 €.

Mit dem zu besprechenden Werk legt Martin Uhrmacher die Synthese langjähriger Forschungsarbeiten zur Geschichte der Lepra und Leprosorien im Teilprojekt B 11 des Trierer SFB 235 („Zwischen Rhein und Maas“) und an der Universität Luxemburg vor. Im Zentrum der 2007 eingereichten und nun in überarbeiteter Fassung publizierten Dissertationsschrift steht das Ziel, „alle Leprosorien in den Rheinlanden“ zu erfassen und die „sich vom Mittelalter bis in die frühe Neuzeit erstreckenden Entwicklungslinien des Leprosenwesens“ zu analysieren (S. 14f.). Sie darf daher Grundlagencharakter für den von Luxemburg im Südwesten bis nach Westfalen im Nordosten reichenden Untersuchungsraum beanspruchen. Damit liefert Uhrmacher einen verdienstvollen Beitrag zu einem anspruchsvollen Forschungsfeld, dessen medizinhistorische Traditionen in den letzten Jahren u.a. durch sozial-, kultur- und frömmigkeitsgeschichtliche Ansätze erheblich erweitert wurden.

Konzeptionell ist die mit zahlreichen Schaubildern, Graphiken und Abbildungen angereicherte Arbeit den Traditionen der vergleichenden Landesgeschichte verpflichtet. Sie zeichnet sich durch einen dezidierten Raumbezug, einen langen, vom 12. bis zum 18. Jahrhundert reichenden Untersuchungszeitraum sowie einen multiperspektivischen Zugriff aus. Im Rahmen dieser Grundausrichtung besitzt die Kartographie für Uhrmacher einen zentralen methodischen Stellenwert. Die fünf beige-fügten Karten basieren vornehmlich auf einem Katalog mit einheitlich strukturierten Einträgen zu allen 191 im Untersuchungsraum nachgewiesenen Leprosorien (S. 203-299). Vor allem jene Benutzer, die grundlegende Informationen zu einzelnen Einrichtungen oder spezifischen Aspekten wie Lage, Verwaltung oder Einkünfte suchen, werden diese akribische Zusammenstellung sehr zu schätzen wissen.

Von dieser umfangreichen Datensammlung profitiert die rund 200 Seiten umfassende Darstellung. Dass die Untersuchung dabei nicht allein auf die Rheinlande beschränkt ist, verdeutlicht bereits das als Einführung konzipierte Kapitel „Das Leprosenwesen“ (Kap. II). Die Bandbreite der dort thematisierten Aspekte ist bemerkenswert groß: Sie reicht von medizinhistorischen Anmerkungen zur Herkunft, Manifestation und Verbreitung der Krankheit über die Stellung Leptosier im kirchlichen und weltlichen Recht bis hin zu verschiedenen soziokulturellen Problemfeldern wie der Interaktion zwischen Kranken und Gesunden oder der Repräsentation Leptosier in Literatur, Hagiographie und darstellender Kunst. Da die jeweiligen Ausführungen notwendigerweise sehr knapp ausfallen, werden in diesem Teil indessen nur vereinzelt neue Akzente gesetzt (etwa zu den französischen Leprosenverfolgungen des Jahres 1321). Besonders betont wird zu Recht die zwischen ‚Ausgrenzung‘ und ‚Einbindung‘ variierende Ambivalenz im Umgang mit den Kranken, die wesentlich in der biblisch fundierten Interpretation der Lepra als Strafe Gottes einerseits und als göttliche Probe oder irdisches Fegefeuer andererseits verankert ist. In diesem Kontext weist Uhrmacher überzeugend nach, dass ‚fremde‘ bzw. vagierende Leprosen vielfach mit wesentlich restriktiveren Reaktionen konfrontiert wurden als die ‚eigenen‘, in städtischen Siechenhäusern dauerhaft untergebrachten Leprosen.

Auf dieser Grundlage schreitet Uhrmacher zum Kern seiner Untersuchung voran. Den ersten Schwerpunkt bilden informative Ausführungen über die Organisation und den Ablauf der vornehmlich in Siechenhäusern von den „erfahrensten Leprosen“ (S. 71), seit dem ausgehenden 15. Jahrhundert auch von medizinischen Fakultäten vorgenommenen Lepraschau (Kap. III). Der überwiegende Teil der Leprauntersuchungen wurde in einigen wenigen, überregional anerkannten Zentren durchgeführt, unter denen die Kathedralstadt Köln besonders große Anziehungskraft ausübte. Daher ist es nachvollziehbar, dass vornehmlich die Kölner Überlieferung in diesem Teil intensiv ausgewertet und für eine gesonderte Karte zum Einzugsgebiet der dortigen Lepraschau genutzt wird.

Die damit bereits angedeuteten Erkenntnispotenziale raumbezogener Ansätze treten im zweiten Schwerpunkt zum breiten Spektrum rheinischer Leprosorien noch stärker hervor (Kap. IV). In drei gut begründeten Zeitschnitten (bis 1350, bis 1550, bis Ende 18. Jahrhundert) werden alle rheinischen Leprosorien gemäß ihres Erstbellegs erfasst, um mit Hilfe der kartographischen Methode räumliche, zeitliche und institutionelle Aspekte zu diskutieren. Im Vergleich zum mittelfranzösischen und schweizerischen Raum kann Uhrmacher so aufzeigen, dass bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts in den Rheinlanden lediglich verhältnismäßig wenige Siechenhäuser bestanden, die sich – nicht zufällig – nahezu ausschließlich im Westen seines Untersuchungsraums (Aachen, Malmédy, Luxemburg, Vianden, Trier, Echternach) und an den bedeutendsten Handelswegen, dem Rhein (Köln, Koblenz, Lorch, Bonn) und dem Hellweg (Soest, Dortmund, Essen, Werl), nachweisen lassen. Erst in der zweiten und dritten Zeitstufe ist eine deutliche Zunahme an Leprosorien – und nunmehr verstärkt in kleineren Städten – zu konstatieren. Mit der Beobachtung, dass diese Verteilung räumlich und zeitlich deutliche Parallelen zur Entwicklung des Städtewesens in den Rheinlanden aufweist, liefert Uhrmacher wichtige Anknüpfungspunkte für künftige Forschungen zu anderen Räumen. Damit ist auch die im

Kern überzeugende Einschätzung verbunden, dass Leprosorien im Wesentlichen „städtische Einrichtungen“ gewesen seien.

Im Zentrum der weiteren Untersuchung steht die Vielfalt an Organisationsformen in Leprosorien (S. 113-171). Insbesondere die vergleichende Analyse von insgesamt neun Statuten der Siechenhäuser von Soest, Essen, Trier, Rees, Marienholz (bei Zülpich) und Castrop liefert eine Vielzahl anregender Befunde. Dabei dient die Frage als Ausgangspunkt, inwieweit die jeweiligen Vorschriften „als Reaktionen auf konkrete Probleme und Konflikte gedeutet werden können, die im alltäglichen Zusammenleben der Insassengemeinschaft eines Leprosoriums auftraten“ (S. 119). Die analysierten Zeugnisse vermitteln insgesamt ein sehr heterogenes Bild. Hervorzuheben ist die umsichtige Interpretation der Statuten der Trierer Leprosorien St. Jost und Estrich aus dem 15. Jahrhundert mit den darin enthaltenen Hinweisen auf die Mitnutzung der Einrichtung durch nichtleprose Personen (S. 130-157). In diesem Zusammenhang hätte es sich angeboten, zusätzlich zu den von Uhrmacher angeführten materiellen Beweggründen die religiösen Dimensionen des Leprosorienwesens und die daraus resultierenden Gemeinschaftsverbindungen zwischen Gesunden und Kranken zu diskutieren.

Doch auch so gelingt Uhrmacher der Nachweis, dass die „Isolation im Leprosorium [...] in der Praxis nicht so streng gehandhabt [wurde], wie es die überlieferten Normen vermuten lassen“ (S. 148). Zudem liefern seine Analysen wertvolle Hinweise darauf, dass die herangezogenen Statuten nicht nur obrigkeitliche Normierungen, sondern auch Formen der Selbstregulierung darstellten. Die präsentierten Quellen legen den Schluss nahe, dass in diesem Zusammenhang die Sorge um den guten Ruf der Einrichtungen, von dem die materielle Unterstützung durch Almosen und Schenkungen abhing, eine entscheidende Rolle spielte. Punktuell vertieft und zugleich erweitert werden diese Problemfelder nochmals in knappen Kapiteln zu Einkünften, Bewohnerzahlen und ausgewählten alltagsgeschichtlichen Aspekten, bevor in einem letzten größeren Kapitel kenntnisreich verschiedene Thesen zum „Ende der Leprosorien“ diskutiert und um archivalische Studien zum spektakulären Prozess gegen die „Große Siechenbande“ im Herzogtum Jülich-Berg (1710–1712) bereichert werden (Kap. V).

Der Darstellungsteil schließt mit einer konzisen Zusammenfassung der zahlreichen Ergebnisse. Auch wenn naheliegende Vergleiche mit den Befunden der Hospitalforschung leider ausbleiben (räumliche Verteilung, Statuten), hat Uhrmacher insgesamt eine aspektreiche, ansprechend formulierte und argumentativ überzeugende Arbeit vorgelegt, die der internationalen Leprosorienforschung mit ihrem langen zeitlichen Horizont und landesgeschichtlichen Zugriff nicht nur eine wertvolle Vergleichsbasis, sondern auch eine Reihe neuer Impulse zu liefern vermag.

Benjamin Laqua

Philippe BRAGARD, Dictionnaire biographique des ingénieurs des fortifications. Pays-Bas espagnols, principauté de Liège, Franche-Comté, 1504-1713. Namur : Les Amis de la Citadelle de Namur, 2011, 482 p., ISBN 978-2-87551-010-5; 35 €.

Philippe Bragard, archéologue et historien de l'architecture, est professeur à l'Université catholique de Louvain et enseignant invité à l'Université de Lille III.

Son dictionnaire comble une grande lacune dans l'histoire des ingénieurs militaires actifs sur le territoire des Pays-Bas dont le Luxembourg faisait partie pendant son histoire mouvementée. Il constitue la partie documentaire de la thèse de doctorat défendue par l'auteur en 1998. La publication du texte principal de la thèse est en préparation.

La fortification bastionnée développée au cours de la première moitié du XVI^e siècle en Italie nécessitait des techniciens formés sur le plan aussi bien scientifique que militaire et créait une toute nouvelle catégorie de personnel militaire : les ingénieurs. Les nouvelles méthodes de fortification répondent bien sûr aux progrès de l'artillerie. Aussi les artilleurs et les ingénieurs avaient-ils longtemps beaucoup de fonctions et de qualités en commun. D'autre part, la distinction entre ingénieurs militaires et civils était longtemps inexistante ou du moins très atténuée.

L'ouvrage est divisé en cinq parties : un dictionnaire biographique avec 458 notices, des documents, une iconographie partiellement en couleurs sur 62 pages, une bibliographie importante sur 50 pages et finalement un index divisé en trois parties : noms de personnes, noms de lieux et matières.

Les six forteresses situées à l'époque espagnole sur le territoire de l'ancien duché de Luxembourg sont toutes reprises dans les notices biographiques et les documents : Arlon (3 notices / 0 document), Damvillers (5/0), Luxembourg (32/6), Montmédy (8/4), Thionville (8/2) et Yvois/Carignan (2/0).

Pour chaque nom d'ingénieur, les différentes graphies rencontrées dans les sources sont indiquées. On y retrouve des ingénieurs relativement bien connus comme Louvignies, Traybach, Olgiati, Franzi et Laloir (ces deux derniers ont participé à la défense de Luxembourg en 1684). Mais il y a aussi d'autres personnages moins connus, comme p. ex. Jehan Martini Stella qui, lui, n'était pas ingénieur mais procureur général du pays de Luxembourg. Le fait qu'il occupait en 1553 la charge d'administrateur des fortifications de la ville de Luxembourg lui vaut une entrée dans le dictionnaire.

Ce livre mérite d'être consulté par tous ceux qui s'intéressent, au sujet de la fortification moderne, à l'époque espagnole et plus largement à l'histoire des anciens territoires de Luxembourg. Nous attendons avec impatience le texte principal de la thèse.

Änder Bruns

Joel S. FETZER, Luxembourg as an Immigration Success Story. The Grand Duchy in Pan-European Perspective, Lanham, Lexington Books, 2011, 159 p., ISBN 978-0-7391-2826-8; \$ US 60.

Depuis les *Lettres persanes* de Montesquieu, nous savons à quel point un regard extérieur, décalé, nouveau, s'avère utile pour mieux comprendre la société qui nous entoure, dans laquelle nous vivons au quotidien. Le politologue américain Joel S. Fetzer, en brossant le portrait du Luxembourg comme une « immigration success story », nous livre pour ainsi dire des lettres américaines sur le « miracle immigré » luxembourgeois.

Joel S. Fetzer est professeur de sciences politiques à la Pepperdine University de Malibu (Californie). Ses principales publications sont issues de recherches comparatives sur l'attitude de l'opinion publique et des élites à l'égard des immigrants, notamment de religion musulmane : *Public Attitudes toward Immigration in the United States, France, and Germany*. New York and Cambridge: Cambridge University Press, 2000; *Muslims and the State in Britain, France, and Germany* (with J. Christopher Soper). New York and Cambridge: Cambridge University Press, 2005. En 2011, Fetzer a présenté un rapport sur l'évolution des attitudes publiques à l'égard de l'immigration en Europe et aux Etats-Unis (2000-2010) pour la Direction générale des Affaires étrangères de la Commission européenne dans le cadre du projet « Improving EU and US Immigration Systems' Capacity for Responding to Global Challenges: Learning from Experiences ».

Le premier mérite, et non le moindre, de l'ouvrage de Joel S. Fetzer est de prendre le contre-pied du discours politico-journalistique dominant depuis plus d'un siècle en Europe et présentant l'immigration comme un « problème ». En effet, comme le signale d'emblée l'auteur, alors que les non-Luxembourgeois représentent presque 70 % de la population active et 44 % de la population résidente, le soutien public en faveur de l'immigration est un des plus élevés dans l'Union européenne. Il n'y a pratiquement pas de violences anti-immigrés, et aucun parti d'extrême-droite anti-immigrés n'a pu s'affirmer durablement au Luxembourg. Un tableau qui contraste fortement avec la situation que connaissent les pays voisins, que ce soit la France, la Belgique, l'Allemagne ou les Pays-Bas.

Le deuxième mérite de cette étude se situe sur le plan méthodologique. Elle se base non seulement sur une partie de la littérature scientifique et grise disponible sur l'immigration au Luxembourg, mais compare ces connaissances avec les études, statistiques et sondages couvrant les questions autour de l'immigration dans l'Union européenne, avec des interviews des acteurs du monde politique, administratif, religieux, universitaire et des ONG impliqués dans le travail avec les immigrants et enfin avec ses observations personnelles sur le terrain.

En croisant ces sources, Fetzer explore les principales hypothèses avancées pour expliquer la « success story luxembourgeoise ». Cette réussite s'explique-t-elle par une bonne situation économique ou une relative égalité économique, rendue possible par un haut niveau de protection sociale, ou par la proximité culturelle entre Luxembourgeois et immigrants avant tout originaires de l'Union européenne et catholiques, ou alors par la petite taille du pays, ou enfin par le consensus pro-immigration au sein des élites ? A partir de ce questionnement, Fetzer étudie en sept chapitres thématiques, après une introduction historique, l'opinion publique et les comportements anti-immigrés, l'intégration des immigrants dans les écoles, l'intégration des nouveaux arrivants dans le marché du travail, la répartition résidentielle et l'accès aux logements des immigrants, l'intégration à travers le sport et les organisations politiques, l'attitude à l'égard des pratiques religieuses, le droit de vote et les organes consultatifs, avant de conclure par les leçons à tirer du cas luxembourgeois.

Fetzer est conscient du fait qu'en dépit de l'originalité de son approche, les données qu'il a pu récolter restent trop limitées pour vraiment étayer voire valider telle ou telle hypothèse. Voilà pourquoi, à la fin de chaque chapitre, il emploie des formu-

lations prudentes, comme « the cross-national analysis thus suggests » ou « seem to set the stage for successful integration of immigrants ».

Son étude permet néanmoins de mieux cerner le poids de certains facteurs. Prenons l'exemple de l'hypothèse culturelle. Tout au long de son argumentation, Fetzer arrive à bien faire ressortir que l'accent mis sur la proximité culturelle des populations immigrées qu'on veut attirer au Luxembourg est d'abord une croyance des élites. Les gouvernements luxembourgeois se sont efforcés de choisir une immigration, non seulement européenne blanche mais encore catholique, comme le montrent notamment le recrutement d'agriculteurs néerlandais du Limbourg catholique dans les années 1950, l'absence d'une clause de regroupement familial dans l'accord bilatéral pour les travailleurs venant de Yougoslavie, ou encore les efforts pour limiter l'immigration capverdienne dans les années 1970. Cette volonté et cette politique gouvernementale ont été réinterprétées comme les causes fondamentales de la réussite de l'intégration, puisque le discours gouvernemental est largement repris par toutes les élites et véhiculé à travers les médias. « Miracle immigré au Luxembourg : la prospérité économique et l'origine religieuse des étrangers, deux caractéristiques du 'modèle' proposé par le Grand-Duché », titre *Le Monde* en 1992.

Or, comme le montre Fetzer dès le premier chapitre concernant l'attitude publique à l'égard des immigrés, le degré d'égalité ou d'inégalité économique et le sentiment de sécurité économique s'avèrent être les facteurs les plus importants dans l'acceptation ou non de résidents étrangers. Ni la proximité culturelle ni la proportion des immigrés dans la population ne jouent un rôle considérable.

C'est justement parce que – résultat de la prospérité économique, mais aussi d'une politique de justice sociale redistributive – l'ethnicité et la situation sociale, surtout à partir de la seconde génération, ne sont pas étroitement corrélées que l'origine ethnoculturelle des immigrants a peu d'impact sur leur intégration, comme le montre le chapitre sur l'intégration dans le marché du travail. Une mobilité professionnelle ascendante des immigrants existe au Luxembourg pour des groupes divers comme les Italiens, les Portugais, les Capverdiens ou les ressortissants de pays d'ex-Yougoslavie, même si le système scolaire luxembourgeois désavantage les enfants d'immigrés ouvriers et freine cette mobilité.

Dans le chapitre consacré à l'intégration dans le système scolaire, Fetzer n'oublie en effet pas de montrer à quel point la formation des immigrés au Luxembourg « appears to be much less of a success story » : des écarts de performances entre élèves natifs et étrangers plus importants que dans les autres pays de l'OCDE, un décrochage scolaire plus élevé, une alphabétisation en allemand non adaptée au profil linguistique – surtout francophone et romanophone – des élèves d'origine étrangère, etc.

Une ségrégation spatiale et résidentielle relativement modérée apparaît comme le deuxième grand facteur d'explication du « miracle immigré » luxembourgeois. Si ce constat de Fetzer peut être partagé, les causes de ce phénomène ne peuvent être appréhendées que par une approche historique qui n'est évidemment pas celle du politologue. Une approche méthodologique basée sur les seules sources contemporaines ne peut expliquer pourquoi les espaces urbains du Luxembourg apparaissent

comme les moins ségrégatifs dans l'Union européenne et beaucoup plus intégrés que ceux de ses pays voisins.

La ségrégation modérée est la conséquence des spécificités de l'industrialisation qui a imprégné le pays des années 1870 aux années 1970. Premièrement, cette industrialisation s'accompagne certes par une urbanisation du sud-est du pays et de la capitale et de ses faubourgs, mais ne produit pas de grandes villes industrielles. Contrairement à une idée reçue tenace, dans ces petites villes, l'industrialisation réduit la paupérisation et la prolétarianisation par le développement d'une micro-société urbaine différenciée. Au sein de la population ouvrière, on assiste à un processus de qualification et non de déqualification. A côté de la classe ouvrière, une classe moyenne se constitue. La même différenciation se retrouve sur le plan confessionnel avec l'implantation croissante de juifs et de protestants. Au sein de la population immigrée, ceux qui sont en bas de l'échelle sont certes confrontés aux conditions de logement et de salaire les plus précaires, mais une mobilité professionnelle ascendante caractérise déjà le monde immigré tout au long de l'époque industrielle.

Deuxièmement, la construction de logements sociaux, contrairement à ce que prétend Fetzer, ne commence pas après la Seconde Guerre mondiale mais bien avant, de la part des entreprises sidérurgiques, puis de l'Etat et des communes. Ces logements sociaux étaient certes réservés largement aux employés et aux ouvriers qualifiés luxembourgeois, mais leur répartition à travers tous les quartiers de ces villes industrielles est une des raisons pourquoi même les quartiers appelés *italiens* – Italie à Dudelange, Brill-Frontière à Esch-sur-Alzette – se caractérisent tout au long de l'époque industrielle par une mixité à la fois ethnique, religieuse et socio-professionnelle.

Les « minor segregation processes » relevés par Fetzer en se basant sur les travaux de Meyers/Willems et Gerber/Pigeron-Piroth, à Luxembourg et à Esch, où certaines catégories d'étrangers sont largement surreprésentées dans différents quartiers, sont une conséquence de la désindustrialisation du pays et non de l'industrialisation. La déclaration de l'auteur : “Yet Luxembourg of the twenty-first century seems much more integrated” (p. 63) est donc contredite non seulement par les réalités historiques mais aussi par les études récentes qui soulignent les effets de la reproduction des inégalités sociales dans la distribution spatiale de la population. Un grand défi donc pour les politiques actuelles de l'immigration, du logement et de l'aménagement du territoire.

Le troisième et dernier grand facteur d'explication qui se dégage de l'étude de Fetzer est sans aucun doute le large consensus pro-immigration et pro-immigrés parmi les élites et les « forces vives » du pays. On peut regretter que Fetzer reste fort sélectif dans la description de ce consensus et de ces élites. Le discours des dirigeants politiques et économiques insistant sur la nécessité structurelle de l'apport des étrangers est certes relevé à plusieurs reprises, mais pas vraiment étudié. Le *leitmotiv* de ses recherches antérieures, c'est l'étude du rapport entre monde religieux et immigration, qui retient avant tout son attention. L'importance du travail pastoral et missionnaire de l'Eglise catholique auprès des immigrés ainsi que leur encadrement social et caritatif sont longuement présentés. Le grand intérêt qu'il porte aux mouvements religieux lui permet aussi de faire ressortir, de nouveau en

comparaison avec les pays voisins, l'attitude tolérante et accommodante des autorités à l'égard des pratiques religieuses diverses des populations immigrées du pays, notamment à l'égard des environ 9.000 musulmans.

En revanche, le rôle des syndicats et des ONG – Asti, Clae – n'est pas vraiment thématiqué, l'encadrement politique et associatif des immigrés hors du monde catholique n'apparaît pas du tout, l'évolution de l'attitude des différents partis politiques à l'égard des immigrés très peu.

Or, pour comprendre le consensus pro-immigrés actuel, la mise en perspective historique constitue un détour obligé. L'absence de détour par l'Histoire est bien le reproche majeur que l'on peut et doit formuler à cette étude par ailleurs originale et stimulante par les thèses qu'elle développe. Le consensus actuel, qui se dessine à partir des années 1980, tranche avec la période précédente (de 1914 jusqu'aux années 1980), où les immigrés devaient composer, comme dans les autres pays industrialisés, avec des politiques protectionnistes en matière d'emploi et des mesures policières de contrôle et de répression. Fetzer oublie de mentionner dans son introduction historique le rôle de tampon conjoncturel dévolu à l'immigration tout au long du XX^e siècle.

C'est seulement à partir des années 1980 que les élites politiques et économiques tiennent un discours xénophile, soulignant l'aspect nécessaire et positif de l'immigration sur le plan économique, démographique mais aussi culturel. Les médias participent à ce consensus : la percée électorale manquée de la *Nationalbewegung* dans les années 1980 est aussi à rechercher dans le pacte tacite de l'ensemble des médias luxembourgeois refusant de couvrir et de commenter leurs activités. La mémoire de la Seconde Guerre mondiale joue un rôle non négligeable : l'attitude ferme des autorités luxembourgeoises à l'égard d'agissements néonazis – Fetzer mentionne l'arrestation et l'expulsion de militants néonazis allemands en 1995 – s'explique par les blessures historiques de l'occupation du pays par les nazis de 1940 à 1944.

Les souffrances invisibles et les humiliations privées subies par les immigrés ne peuvent guère ressortir non plus de l'approche méthodologique choisie par Fetzer. Les seules allusions se retrouvent dans les informations retirées des interviews avec des représentants d'ONG, mentionnant par exemple les conditions de détention des réfugiés à la prison de Schrassig. Ou alors lorsque l'auteur décrit de façon ironique, en précisant qu'il s'agit d'une observation personnelle, l'exiguïté du bureau de l'Office du logement de Luxembourg-ville comme symbole d'une « tough love approach » de ses clients. (D'autres témoins auraient pu lui raconter que dans un autre bureau, accueillant, lui, les réfugiés, un employé du ministère de la Justice avait ostensiblement apposé au mur une affiche « *y a bon Banania* »...).

En général, l'attitude du gouvernement, des partis et de l'opinion publique à l'égard de deux grandes catégories d'immigrés, les réfugiés et les frontaliers, ne retient pas assez l'attention de Fetzer. Or, en période de crises et en période pré-électorale, le discours xénophile cède aussi au Luxembourg la place à des propos populistes, où la concurrence supposée ou réelle de gens établis et d'outsiders, de groupes plus fortement intégrés, vivant depuis longtemps au Luxembourg, et de nouveaux arrivants socialement plus faibles ou moins intégrés, est exploitée par le monde

politique pour monter des groupes de la population les uns contre les autres. Les débats sur les réfugiés et les frontaliers, qui s'amplifient depuis la crise financière, en sont la meilleure illustration actuelle.

Ces quelques réserves ne doivent pas faire oublier que les thèses de Fetzer constituent autant de pistes de recherche utiles d'un politologue à creuser par des scientifiques venant d'autres disciplines – économistes, sociologues, historiens – et que son livre, destiné à un public académique international, pour le dire dans la langue de l'auteur, « will put Luxembourg on the map of comparative studies on immigration policy ».

Many thanks for that...

Denis Scuto

Berichtigungen / Errata

Correction

Selon l'acte de naissance établi par le bureau d'état civil de la Ville de Luxembourg, André Folmer, né le 15 août 1902, n'était pas – comme l'ont écrit Albert Schaack et Etienne Verhoyen, *L'espionnage allemand au Luxembourg avant la Deuxième Guerre mondiale*, in : *Hémecht* 64 (2012), p. 84 – « le fils d'un ancien conservateur du château de Vianden, devenu négociant en vin », mais le fils de Nicolas Folmer, employé des chemins de fer, et frère de Nico Folmer, gardien au château de Vianden et prisonnier du camp de concentration de Hinzert. La rédaction remercie M. Jean Milmeister pour ces précisions.